

Izzy Kramer

Nephilim
Band I: The Oath – Der Schwur



Izzy Kramer

NE
PHI
LIM

DER SCHWUR



WORTSCHATTEN VERLAG



IMPRESSUM

1. Auflage 2022
© Wortschatten Verlag
In der Verlagsgruppe Mainz

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Wortschatten Verlag
Verlagsgruppe Mainz
Süsterfeldstraße 83
52072 Aachen

info@wortschatten.de
0049 (0)241 87343422
www.wortschatten.de

Gestaltung, Druck und Vertrieb:
Druckerei und Verlagshaus Mainz
Süsterfeldstraße 83
52072 Aachen

www.verlag-mainz.de

Lektorat:
Kim Colling

Umschlaggestaltung:
Dietrich Betcher

ISBN-10: 3-96964-024-5
ISBN-13: 978-3-96964-024-1

To my little sister who never stops dreaming.

PROLOG.

Der Mann mit dem langen weißen Haar, das bereits von Geheimratsecken durchbrochen wird, lacht lautlos. Er schüttelt den Kopf, wobei das Blut seiner zahlreichen Wunden sich wie feiner Sprühnebel über die kaltgrauen Kacheln des düsteren, zugigen Kerkers legt. Er blickt seinen Peinigern entschlossen in die weißen Augen.

»Ihr irrt euch«, bekräftigt er und rüttelt an den Fesseln, die bereits tief in sein Fleisch schneiden und ihn in seiner letzten Lebensstunde mit dem Holzstuhl eins werden lassen. »Meine Frau und das Kind, sie beide kamen bei der Geburt ums Leben. Ich habe keinen Sohn!«

»Blödsinn!«, donnert einer der Anführer und schlägt dem Gefangenen erneut brutal ins Gesicht, wobei seine Unterlippe endgültig nachgibt und sich entzweit. »Wir wissen, dass du lügst! Wo ist das Kind? Und was hast du mit der Scherbe gemacht? Spuck's aus, oder ...«

Seine sehnigen Arme richten die Spitze eines glänzenden Säbels auf den Hals des Mannes, der ihm weiterhin mit stoischer Miene trotzt. Lediglich eine dünne Schweißperle auf seiner Stirn zeugt von den langen Qualen, die er hat ertragen müssen.

»Die Worldid werden niemals siegen«, keucht er zur Antwort, »die Steinscherbe habe ich längst zerstört – die Prophezeiung endet mit mir!«

Und mit einem letzten Aufbegehren stemmt er sich mit samt dem Stuhl vom Boden hoch und stößt seine Kehle in die Klinge.



EINS.

London, 2020, ein grauer Abend.

»Levi.«

Vor meiner Tür wispert es. Die Stimme wirkt eilig, getrieben. Fingernägel kratzen von außen über das splitternde Holz. Ich sitze in meiner Fünfzehn-Quadratmeter-Kellerwohnung mit separatem Eingang am Essenstisch und lege das Messer beiseite.

»Levi!« Es klopft, noch vorsichtig, fast flüsternd, an meine Tür.

Ich schiebe den Stuhl lautlos zurück, stehe auf und lösche das Licht.

»Leviathan, verdammt, mach auf!« Die Stimme drängt, jetzt am Rande der Hysterie, und die Holztür vibriert unter den Faustschlägen meines ungebetenen Besuchers.

»Hallo, Ahmid«, raunt eine weitere Person von der anderen Seite.

»Leviathan, bitte, um Himmels willen!«, fleht Ahmid mich an, noch immer der überheblichen Hoffnung verfallen, dass ich ihm das Leben retten würde.

Doch ich höre nicht hin.

Ich habe keinen Namen.

London, 17. Dezember 1903. Regen, Nacht.

Auf den Stufen der neu eröffneten Westminster Cathedral liegt ein Bündel, im Vorübergehen abgeworfen. Einige Meter weiter entfernt sich ein Schatten eiligen Schrittes in der Dunkelheit. Er legt die Hand an die Hutkrempe, nicht nur, um sich vor dem Regen zu verbergen, und blickt kein letztes Mal zurück. Er sagt nicht Lebewohl. Zu schwer wiegt der Schmerz, seinen Sohn, sein einziges Kind, in dieser Welt zurücklassen zu müssen.

Das Neugeborene selbst kommt gar nicht dazu, sich bemerkbar zu machen, denn die Kirchentür wird bereits zur vereinbarten Uhrzeit geöffnet. Eine junge blonde Nonne, vielleicht achtzehn Jahre alt, steckt vorsichtig den Kopf durch den Türspalt. Sie beachtet das quengelnde Findelkind zu ihren Füßen gar nicht, sondern späht angestrengt nach rechts und links. Der Regen peitscht ihr ins Gesicht. Sie wartet, rührt sich nicht. Erst als die Luft sicher rein ist, hebt sie den Korb mit dem Jungen darin auf und trägt ihn hinein. In einem Spiegel fängt sich die Inschrift der Kathedrale: Domine Jesu Rex et Redemptor per Sanguinem tuum salva nos. Herr Jesus, König und Erlöser, heile uns durch dein Blut.

London, 2020, in meiner alten Bleibe.

Zwei schallgedämpfte Schüsse stellen die Ordnung vor meiner Wohnungstür wieder her. Ich lasse das Licht noch eine weitere halbe Stunde ausgeschaltet, um sicherzugehen, dass die Mörder weg sind. Im Dunkeln packe ich langsam meine wenigen Habseligkeiten zusammen (ein Kissen, Kleidung, eine kunstvoll gefertigte Holzschatulle aus Mooreiche), räume das Essen vom Tisch (Brot und Wein) und lege den Schlüssel gut sichtbar auf den Tisch. Das sollte als Kündigung ausreichen. Als ich vorsichtig den Kopf durch den Türspalt stecke, ist die dunkle Straße vor meinem Unterschlupf wie leergefegt. Einzig der schwache Schein einer Straßenlaterne erinnert an das Verbrechen, das vor wenigen Minuten hier in London, Westminster, nur Zentimeter von mir entfernt stattgefunden hat. Gleichgültig steige ich über den Leichnam meines – jetzt ehemaligen – Kollegen Ahmid hinweg, dessen rostfarbenedes Blut sich tropfenweise mit dem Regen vermischt und in einer Ablaufrinne versickert. Ein Hauch von Schwefel und Verzweiflung liegt in der Luft. Die Tür klickt hinter mir ins Schloss. Für mich ist es mal wieder Zeit, mir eine neue Unterkunft zu suchen. Zu überleben. Meine Lebensaufgabe zu erfüllen, selbst, wenn sie mir von Tag zu Tag sinnloser vorkommt.

Ich ziehe die Kapuze meiner schwarzen Jacke tiefer ins Gesicht und werfe einen flüchtigen Blick auf mein Smartphone (neuestes Samsung-Modell in mattschwarz, WhatsApp vom Boss zur Kommunikation auf allen Geräten seiner Handlanger vorinstalliert, was für ein Schwachsinn). Und zehn unbeantwortete Anrufe von Ahmid, der nun mit offenen Augen vor meiner Tür liegt. Hat sich beim letzten Job ein paar Kilogramm Koks eingesteckt, diese »gewinnbringend angelegt« und ist aufgefliegen. Unser Boss versteht bei sowas keinen Spaß.

Um 1:30 Uhr erreiche ich die Victoria Station und steige die Treppen zur U-Bahn hinab. Stechender Uringeruch weht mir um die Nase, miese Graffiti von selbsternannten

Virtuosen begleiten mich in die modernen Katakomben Englands. Ich spüre die zerknitterte Oyster-Card in meiner Hosentasche, die morgen leider abläuft.

An den Gleisen lungern um diese Zeit nur noch ein paar Hungerkünstler herum, Zigaretten in ihren eingerissenen Mündern, abgegriffene Gitarren umgeschnallt, rot unterlaufene Augen von zu wenig Schlaf und zu viel Alkohol. Einer wischt sich die laufende Nase an seinem zerschlissenen blauen Pullover ab. Sie zählen die Cents in ihren Hüten. Vielleicht reicht es für einen Kanten Brot oder eine Flasche Schnaps, wenn sie zusammenlegen.

Kurz ziehe ich in Erwägung, die Jungs um eine Zigarette zu bitten, doch verwerfe den Gedanken wieder.

Die Wahl ihrer Zigarettenmarke ist ironisch. Gauloises, *Liberté toujours*.

In ausreichender Distanz warte ich auf die einfahrende Bahn.

London, 1903, kurz nach dem Fund des Findelkindes, im Büro der Direktorin des örtlichen Waisenhauses.

»Sie sind weiß, Sophia!«, schreit die sonst so nüchterne Leiterin der Foundling Orphanage London, Fiona Hallifax, beim Anblick der Augen des Findelkindes aus der Westminster Cathedral hysterisch auf und presst den Rücken gegen die kühle Wand hinter ihr, als hoffe sie, von dieser verschluckt zu werden. Mrs Hallifax führt ihr Waisenhaus mit strenger Hand, Überraschungen wie diese ist sie wirklich nicht gewohnt. Und mit einigem Stolz kann sie von sich behaupten, in der ganzen Stadt dafür bekannt zu sein, immer alles und jeden in ihrem Dunstkreis unter Kontrolle zu haben. Umso schlimmer für sie, wenn sie selbst die Kontrolle verliert, als eines ihrer jüngsten Mitglieder, Sophia Raymond, ihr ein weiteres Waisenkind auf den Schreibtisch stellt und um Unterschlupf für dieses bittet. Denn das hier ist kein Kind wie jedes andere.

»Weiß! Wir können diesen Jungen nicht behalten. Das ist entschieden zu ungewöhnlich!«

»Und was soll aus ihm werden, wenn wir ihn dort draußen lassen?«, versucht die junge Nonne das kleine Bündel in ihren Armen zu verteidigen. »Immerhin hat man ihn einfach so abgestellt. Ohne Grußformel, ohne Erklärung, mitten im Regen.« Sie sitzt scheinbar geknickt in Mrs Hallifax' Büro an dem großen Schreibtisch aus dunkler Eiche, während die Heimleiterin gegenüber es noch immer nicht wagt, sich zu rühren. Lediglich ihr wacher Blick und ihre gespannten Glieder verraten das ihr peinliche Adrenalin, das durch ihren Körper schießt.

»Sophia, es geht nicht. Es ...« Hallifax korrigiert sich. »Er ... ist ... vielleicht krank ... Das könnten wir nie und nimmer bezahlen.«

Sophia schaut den seltsamen Findling an, und ihre Augen werden Wasser. Sie kann nicht aufgeben, sie hat es versprochen, und eine ungeheure Schuld lastet schon jetzt auf ihren viel zu schmalen Schultern.

»Ich denke, er ist nur blind«, versucht sie, die aufgebraachte Leiterin zu beruhigen.

»Das denke ich nicht«, murmelt Hallifax abwesend und mustert den Knaben skeptisch, der gezielt nach einer Strähne von Sophias hellem Haar greift.

»Ich werde für ihn aufkommen, Mylady. Jede Woche.«
Hallifax schreckt aus ihren Gedanken.

»Hast du den Verstand verloren, Mädchen? Du hast doch kaum genug zu essen für dich selbst.«

»Das ist mir gleich«, entgegnet Sophia starrsinnig und ihre demütige Fassade bröckelt dahin wie alter Kuchen auf einem Teller.

Hallifax durchschaut ihr Spiel nicht, denn wenn sie ehrlich ist, hatte sie für die fleißige Ordensschwester schon immer einen weichen Fleck in ihrem Herzen.

»Also gut«, erwidert sie daher achselzuckend, während sie sich zögerlich von der schützenden Wand entfernt, »fünf Pfund die Woche, für den Anfang. Und ich übernehme keine Verantwortung dafür, wie die Erzieher und anderen Heimkinder auf diese ... Laune der Natur reagieren. Er wird alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen, das lässt sich kaum verhindern ... Und sollte sich herausstellen, dass er gefährlich ist, dann endet unsere Vereinbarung.«

Sophia nickt erleichtert und Mrs Hallifax verschränkt die Hände hinter dem Rücken, tritt näher an den Weidenkorb auf ihrem Tisch heran und nimmt den Knaben argwöhnisch in den Blick.

»Weiße Augenfarbe, also wirklich ...«

London, 2020, an der Victoria Station um 1:42 Uhr.

Ein paar uniformierte Mitarbeiter der British Transport Police beäugen mich skeptisch und flüstern, als ich mich deutlich bücken muss, um in die U-Bahn zu steigen. Immerhin bin ich zwei Meter dreißig groß, darauf sind Türen in der Regel nicht vorbereitet. Um weniger aufzufallen, nehme ich im hinteren Bereich des Personenzuges Platz, der bis auf eine leicht alkoholisierte Frau mittleren Alters in bunt aufschreienden Hippie-Klamotten leer ist.

Kopfhörer, Spotify, steinerner Gesichtsausdruck. Bis zum Tower von London sind es zum Glück nur 23 Minuten Fahrt, die ich der Öffentlichkeit so schamlos ausgeliefert verbringen muss. Ich sehe betont aus dem Fenster, vergrabe mich wie üblich unter meiner Kapuze und ignoriere nicht ohne Anstrengung die vehementen Mundbewegungen der Frau zwei Sitzreihen vor mir, die wild gestikuliert und versucht, mich in ein Gespräch über mein eigenartiges Äußeres zu verwickeln. Die Musik drehe ich lauter, bis sie mir in den Ohren klingelt. Nach kurzer Zeit verliert das Blumenkind das Interesse, hickst zweimal und schläft ein, mit dem Kopf gegen die kühle Glasscheibe gepresst.

Nach einer sonst ereignislosen Fahrt nimmt der Regen kräftig zu und ich bewege mich schleppend Richtung Tower, da ich kaum etwas um mich herum erkennen kann. Meine nachlässig geschnürten Stiefel klatschen durch die tiefen Pfützen auf dem Pflaster. Die Themse neben mir ruht in seelenlosem Nebel, ein paar Vögel schwingen sich kreischend in die Luft. Ich wünschte, die Tower-Raben würden mir heute Gesellschaft leisten, so wie sie es früher getan haben, doch mittlerweile werden sie nachts eingesperrt. Ich lasse mich daher allein auf einer Bank in der Nähe der Tower Bridge nieder und ziehe sechs Scheiben Brot, eine Flasche Wasser und zwanzig Scheiben Salami aus dem Rucksack, die ich mit niemandem teilen kann.

Für mich ist es allerdings ohnehin ein karger Nachtimbiss. Wasser perlt an meiner Lederjacke ab und fängt sich auf meiner Jeans, was ich nicht weiter beachte, denn ich bin es gewohnt, bei Wind und Wetter herumzuirren.

Unvermittelt höre ich schnelle Schritte hinter mir, denen eine heisere Stimme folgt.

»Geld«, verlangt der Fremde, »Handy!« Kein Mann vieler Worte.

Ich wende ihm weiterhin den Rücken zu und beiße entspannt in mein belegtes Brot.

Der Kleinkriminelle, auf dessen Liste primär schreckhafte Touristen stehen, wird ungeduldig.

»*Handy!*«, wiederholt er aufgewühlt und sieht sich nervös um. Ich spüre, wie er von hinten kaltes Metall an meine Halsschlagader presst.

»Du störst beim Essen«, antworte ich mit stoischer Gelassenheit.

»Dein Geld! *You crazy?*«, schreit der nun sichtlich verwirrte Dieb mich in gebrochenem Englisch an, und der Rest geschieht in Sekunden. Als ich mich in voller Leibesgröße vor ihm aufbaue und das Licht der Straßenlaterne hinter mir verdecke, begreift der Dieb die Grenzen seiner Existenz. Als er meinen gereizten Gesichtsausdruck wahrnimmt, beginnt das Messer in seiner Hand zu zittern. Und als ich ihm mit kaum mehr als einem Fingerschnipsen krachend die Nase breche, schreit er auf, hält sich die Hand vor das blutende Gesicht und rennt jaulend in Richtung London Bridge davon. Regel Nummer eins: Niemand stört mich beim Essen.

London, 1913, zehn Jahre nach dem Fund des Kindes in der Foundling Orphanage.

Wie immer um 12:00 Uhr sitzen die Kinder der Foundling Orphanage zu Tisch. Der große Speisesaal beschränkt sich auf das Nötigste: Mehrere lange Tische aus dunkelbraunem Holz, Baumkante, von der man sich schnell einen Splitter einfängt, wenn man mit der Hand darüberstreicht. Etwa hundert Schemel für die Heimbewohner, derer sind es aktuell insgesamt dreihundertzweiundvierzig. Natürlich passen nicht alle auf einmal an die Tische, weswegen in Etappen gegessen wird. Die erste Etappe kommt um zwölf, die zweite um eins und die dritte um zwei Uhr. Eingeteilt werden die Kinder nach Lebensalter in gemischten Gruppen. Die jüngsten Kinder (bis zehn Jahre) essen um zwölf, die Elf- bis Fünfzehnjährigen um eins und die ältesten um zwei. Quäkende Babys und Kleinkinder werden separat betreut.

Die deckenhohen Fenster sorgten früher wohl einmal für einen lichtdurchfluteten Speiseraum, doch mittlerweile sind sie so verdreckt und blind, dass zu jeder Tageszeit brennende Kerzen auf den Esstischen nötig sind.

Das dürftige Gedeck besteht aus einem rostigen Löffel pro Person, Essen holt man sich direkt in der Küche. Dort wird genau bemessen, wie viel jeder bekommt. Da der Knabe mit den weißen Augen sehr schnell wächst und Sophia seinen Unterhalt bezahlt, erhält er schon jetzt die Portion für die großen Kinder, doch trotzdem plagt ihn stetiger Hunger, denn seine Energiebedürfnisse sind weitaus höher als die der anderen. Und so sitzt er Punkt zwölf am Tisch und beugt sich begierig über seinen Teller, obwohl die billige Suppe darin völlig verwässert ist.

»Zwei ganze Kellen Linsensuppe«, flüstert der Knabe nahezu ehrfürchtig vor sich hin. Er schnüffelt gierig und taucht gebannt den Löffel in die Brühe, in der vielleicht zwanzig Linsen schwimmen, als er jäh unterbrochen wird.

»Dreck wie du braucht nichts zu fressen«, lacht der sieben Jahre ältere Luther, der soeben den Speisesaal betreten hat,

und schlägt den dampfenden Teller Linsensuppe vor der Nase des Jungen mit einer abfälligen Handbewegung zu Boden. Das Essen verteilt sich auf dem schmutzigen Parkett, bunte Spritzer von Karotte, Kartoffel und Petersilie in braunem Matsch. Die anderen Waisenkinder schrecken auf, das Geschirr klirrt. Der Speisesaal in der Foundling Orphanage leert sich immer schnell, wenn Ärger in der Luft liegt. Außerdem ist Sonntag, und sonntags sind alle Aufseherinnen für zwei bis drei Stunden in der Kapelle der Kathedrale, wo sie sich zum Gottesdienst treffen und im Anschluss den Schichtdienst für die kommende Woche im Heim aufeinander abstimmen.

Die Gruppe der fünf Teenager, die sich nun drohend um den weißhaarigen Knaben scharf, ist berühmt-berüchtigt. Natürlich haben sie um 12:00 Uhr noch nichts im Speisesaal zu suchen, doch das ist ihnen gleich. Sie kommen, um sich ihre Opfer auszusuchen. Das beliebteste davon ist der Junge, der einst unter ominösen Umständen auf den Stufen der Kirche gefunden wurde und den hier alle »Goliath den Riesen« rufen, denn für sein Alter ist er viel zu groß, zu stark, zu schnell und insgesamt zu sonderbar für ihren Geschmack. Doch während die meisten anderen Kinder ihm aus dem Weg gehen, besuchen Luther und seine Gang ihn mindestens wöchentlich, um ihn zu schlagen und so das Unbehagen, das sie bei seinem Anblick empfinden, auszumerken. Ein Unbehagen, das mit jedem Jahr, das der Junge altert, stärker wird.

Der Knabe beurteilt wachen Geistes seine Fluchtmöglichkeiten. Aus dem Augenwinkel sieht er Jonah, mit dem er sich ein Zimmer teilt, seinen Löffel beiseite werfen und eilig aus dem Raum stürzen. Seine kurzen Schritte verhallen auf dem Korridor, der in Richtung Schlafsäle führt.

Sie sind allein.

»Ja, Dreck bist du, ganz genau«, stimmt Luthers Freund Paine mit ein. »Dreck mit weißen Augen, abartig!« Er schlägt mit der flachen Hand neben dem Jungen auf den Holztisch, der entsetzt von seinem Schemel springt, denn er

weiß, was folgt. Sein Versuch, sich an zwei der Jungen vorbeizudrängen, schlägt jedoch fehl.

»Wo willst du denn hin? Wir haben doch immer so viel Spaß zusammen.« Der Größte, Roy, packt ihn am Kragen seiner notdürftig geflickten Jacke und hält ihn zurück. Er stößt Goliath von sich, der wie ein Käfer auf dem Rücken landet, und schon treten die anderen Jungen nach ihm, zwei packen seine Schultern und fixieren ihn am Boden. Der Knabe selbst schweigt verbissen. Er hat gelernt, dass Hilferufe sinnlos sind, denn das Timing der Bande ist immer perfekt. Und selbst wenn es das nicht wäre, so hätte er von den Aufseherinnen keine Hilfe zu erwarten. Auch sie gehen ihm aus dem Weg, halten ihn für ein Monster.

Sophia sagt, sie alle hätten Angst vor ihm, doch es fühlt sich wirklich nicht so an. Ein weiterer Tritt landet in seiner Rippengegend, es knackt vernehmlich und er beißt die Zähne zusammen. Nur nicht schreien. Das spornt sie an. Der siebzehnjährige Anführer, Luther, zieht eine spitze, stumpfe Messerklinge aus der Hosentasche und hält sie in die Flamme einer Kerze, die er von der Tafel nimmt.

»Wollen doch mal sehen«, raunt er, »ob wir dir die Augenfarbe nicht wegbrennen können.« Er beugt sich bedrohlich über den Zehnjährigen, der zappelnd versucht, sich aus dem Griff seiner Peiniger zu befreien, und sie müssen ihn zu viert am Boden halten.

»Kleiner Bastard«, ruft einer und spuckt ihm ins Gesicht, »halt still!«

Die heiße Klinge nähert sich seinem rechten Auge und strampelt entsetzt, während die Jungen lachen und johlen. »Mach sie ihm schwarz!«, jubelt einer. »Das wäre zumindest besser als vorher!«

Der scheue Knabe presst die Augen fest zu und die Klinge verbrennt sein Augenlid.

»Halt ihm die Augen auf«, kommandiert Luther. Diesmal würde ihm das abartige Geschöpf nicht entkommen. Schon zu lange hasst Luther diese weißen Augen, hat Alpträume davon, dass sie ihn im Dunkeln verfolgen wie todbringende Leuchtwürmer. Und jeder hier hört auf sein Kommando.

Weitere Hände greifen in das brennende Gesicht des Jungen und er wirft den Kopf hin und her, um sie abzuwehren. Todesangst breitet sich in seinem kleinen dünnen Körper aus, aber noch etwas anderes ist da, ganz plötzlich, das pulsierend durch seine Venen schießt, wie gleißendes Licht.

Der Junge reißt die Augen auf und nimmt die Umwelt auf einmal wie in Zeitlupe wahr. Seine Sinne schärfen sich und er registriert seine Umgebung. Luther kniet über ihm, die Klinge in der linken Hand, die rechte stützt er auf dem Boden ab. Seine Oberlippe zittert leicht. Nervosität? Zu den Füßen des Jungen hocken Pete und Mason, gegenüber Roy und Paine, die Mühe haben, ihn festzuhalten. Ihr Lachen klingt fern und hohl. Auf Paines Stirn bildet sich eine Schweißperle und verklebt sein aschblondes Haar. Auf dem Boden hinter Luther liegt die Kerze, die allmählich ausbrennt und dabei tröpfchenweise weißes Wachs auf dem Parkettboden verliert. Der Junge konzentriert sich. Er kann hören, wie die Flügel einer Fliege vibrieren, die am Fenster sitzt und sich putzt. Die Holzbalken an der Decke weisen viele feine Risse auf. Er kann meterweit in den dunklen Korridor zu seiner Rechten sehen und plant mit neu gewonnener Entschlossenheit seine Flucht.

Eine Veränderung, die Luther nicht kommen sieht, denn als der Junge sich mit Wucht aufrichtet, lässt er erschrocken von ihm ab. Ungeahnte Kraft verlässt Goliaths kindlichen Körper, er schüttelt die fünf Jugendlichen ab wie lästige Ameisen und greift nach der Klinge in Luthers Hand. Dieser kann nur noch einen herzerreißenden Schrei ausstoßen. Knackend entreißt Goliath seinem Peiniger das Messer mitsamt seinem linken Daumen und schleudert beide gegen die Fenster des Speisesaals auf der gegenüberliegenden Seite. Rote Schlieren bilden sich auf dem gräulichen Glas. Die Jungen springen schreiend auf und rennen davon, Luther starrt den kleinen Jungen schreckerfüllt an und hält sich weinend die blutende Hand. Schwankend stolpert dann auch er aus dem Saal.

Es kehrt Ruhe ein. Vorsichtig steht der Knabe auf und klopft sich langsam den Staub von der braunen Hose ab. Auf dem Tisch stehen noch zwei Teller Linsensuppe, die andere Waisenkinder fast unberührt stehen gelassen haben. Er rückt einen Stuhl heran, nimmt einen Löffel vom Boden und taucht ihn in die noch lauwarne Suppe vor sich, während er sein Hemd anhebt, um sich die gebrochene Rippe anzusehen. Sie ist bereits – wie alle Verletzungen, die der wunderliche Knabe in seinem kurzen Leben bereits davongetragen hat – so gut wie verheilt. Auch die Blutergüsse gehen zurück.

»Vier Kellen Linsensuppe«, murmelt der Knabe zufrieden und lässt sich die Suppe schmecken. Seine weißen Augen funkeln dabei.